

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4853

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4853



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 25. 8. 2024

Inhalt

Höchste Zeit, sich von pädagogischen Halbwahrheiten zu verabschieden	2
Hanspeter Amstutz, 20. August 2024	2
«Schule ohne Noten ist wie Kapitalismus ohne Geld – das funktioniert nicht»	3
Sonntagszeitung, 17. August 2024, Interview von Nadja Pastega mit Roland Reichenbach	3
«Viele Kinder wollen nicht mehr leisten»	6
NZZ am Sonntag, 18. August 2024, Wissen, Interview von Matthias Meili mit Roland Reichenbach	6
«Auf den Trainer kommt es an!»	9
Journal21, 10. August 2024, Carl Bossard	9
«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter»	12
Schweiz am Wochenende, 10. August 2024, Interview Kari Kälin mit Eliane Perret	12
Leserbriefe Zum Interview mit Eliane Perret	14
Dieses Interview gross drucken, einrahmen und gut sichtbar an die Wand hängen!	14
Schweiz am Wochenende, 17. August 2024, Leserbrief	14
Abgehängte, perspektivlose Schulkinder	15
Luzerner Zeitung, 14. August 2024, Leserbrief	15
Schulsystem bewegt sich in die falsche Richtung	16
Zuger Zeitung, 13. August 2024, Leserbrief	16
Viele Kinder sind überfordert	17
Tages-Anzeiger, 20. August 2024, Forum, Leserbrief	17
Handys fliegen von der Schule	17
Schweiz am Wochenende, 10. August 2024, Patrik Müller	17
Veranstaltungshinweis	20
Lerncoach oder Bandenchef? Individualisierung versus Sozialität – ein Gegensatz?	20
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 25. September 2024	20



Höchste Zeit, sich von pädagogischen Halbwahrheiten zu verabschieden

Hanspeter Amstutz, 20. August 2024

Pünktlich zum Schuljahrbeginn sind die Zeitungen voll mit Beiträgen über Schulthemen. Doch diesmal findet sich in der Tonalität der Texte ein Realismus, der aufhorchen lässt. Die Euphorie über den neuen Lehrplan ist starker Kritik gewichen, das selbstorganisierte Lernen gilt als ineffizient und das Modell der integrativen Schule wird als Überforderung für Klassenlehrkräfte erachtet. Dieser Umschwung in der Einschätzung der Bildungspolitik der letzten zwanzig Jahre ist erstaunlich, denn zentrale Forderungen aus der Schulpraxis wurden bisher kaum einmal erfüllt.

In zwei Interviews in den beiden grössten Zürcher Tageszeitungen nimmt der bekannte Erziehungswissenschaftler Roland Reichenbach ziemlich unverblümt Stellung zu den brennendsten Fragen in der Volksschule. Was er zu Protokoll gibt, dürfte vielen Verantwortlichen in den Bildungsstäben gar nicht gefallen. In pointierten Aussagen kritisiert er einige der grossen Reformen und wundert sich, dass sich die Lehrerschaft nicht schon früher dagegen gewehrt hat.

Eine allgemeingültige Kritik mit einem ganzheitlichen Ansatz

- Der kompetenzorientierte Lehrplan ist überladen und schränkt mit seinen detaillierten Anweisungen den Gestaltungsspielraum der Lehrpersonen völlig unnötig ein. Der mit viel Vorschusslorbeeren eingeführte Lehrplan trägt nichts zu einem besseren Unterricht bei und schafft es auch nicht, die ungenügenden Deutschkompetenzen vieler unserer Schulabgänger zu verbessern.
- Die Individualisierung des Unterrichts durch selbstorganisiertes Lernen ist zu einem Schlagwort geworden, das grosse Verwirrung stiftet. Viele Schüler sind mit Lernmethoden, die eine hohe Selbstdisziplin erfordern, stark überfordert.
- Die vielfältigen Ansprüche des integrativen Schulmodells belasten die Lehrpersonen enorm. Es ist realitätsfern von der Schule zu fordern, dass für alle Schüler ein Platz in einer Regelklasse vorhanden sein muss.
- Noten abzuschaffen und auf Hausaufgaben generell zu verzichten, käme einem «Kapitalismus ohne Geld» gleich. Noten ergeben nur einen beschränkten Einblick ins Begabungsspektrum eines Kindes und Hausaufgaben sind sozial heikel. Doch beides einfach zu streichen, würde zu einem Abbau an Schulqualität führen.

Fussballtrainer und Dirigentin als pädagogische Leitbilder

In einem viel beachteten Essay über die Lehrerrolle erinnert Carl Bossard daran, dass Erfolge im Sport und in der Musik oft mit dem Wirken pädagogisch begabter Persönlichkeiten verknüpft sind. Von Fussballtrainern und Dirigentinnen eines Orchesters könnte die schulische Pädagogik einiges lernen. Das Bild moderner Lehrpersonen als unauffällige Lerncoachs im Schulzimmer wird ihrer Führungsaufgabe in keiner Weise gerecht. Es ist schon eigenartig, dass die erfolgreiche pädagogische Arbeit von Trainern und Dirigentinnen die Lehrerbildung nur wenig beeinflusst hat. Ein Fussballtrainer motiviert sein Team für grosse Ziele, fördert die einzelnen Spieler in den Grundtechniken, übt die Spielzüge im gemeinsamen Training und stellt die Mannschaft taktisch auf die Herausforderungen des nächsten Matches ein. Er ist ein Lehrer im besten Sinn und verfügt über fussballerische und psychologische Kompetenzen.

Eine Dirigentin holt das Beste aus ihren Musikerinnen und Musikern heraus. Sie ist erfüllt von einem grossen musikalischen Werk, das es in unzähligen Musikproben gemeinsam zu erarbeiten gilt. Ihre Passion für die Musik und ihr Geschick im Umgang mit nicht immer einfachen Musikern gibt ihr eine natürliche Autorität. Carl Bossards Vergleich zwischen Trainer und Lehrer trifft ins



Schwarze. Junge Lehrkräfte sollen mit Freude für ihren bedeutenden Auftrag vor ihre Klassen treten. Das braucht eine praxisnahe fachliche Vorbereitung und eine Ermutigung zu engagierter Klassenführung. Dafür ist in der Lehrerbildung mehr Zeit einzuräumen. Ziel muss es sein, die Lehrerpersönlichkeit umfassend zu fördern und dem Lehrerbild wieder klare Konturen zu geben. Die Rolle des farblosen Lernbegleiters hingegen gehört definitiv in die Mottenkiste.

Unser vierter Beitrag enthält einen ganzen Schatz an pädagogischen Perlen. Im Interview mit Eliane Perret in der Schweiz am Wochenende bestätigt die renommierte Heilpädagogin auf differenzierte Weise die zentralen Punkte der aktuellen Schulkritik. Es lohnt sich, ihre Aussagen zur schulischen Integration, zum Frühfranzösisch und zur Bedeutung der Ermutigung im Bildungsprozess im originalen Wortlaut zu lesen. Ihre aufbauende Kritik hat ein Echo in mehreren Leserbriefen gefunden.

Die Wende in der Bildungspolitik muss von der Schulpraxis aus erfolgen

Weil ein Heer engagierter Lehrkräfte den Karren unserer Volksschule durch den Schlamm gescheiterter Reformen brav weiterzieht, geht es noch immer vorwärts. Doch das ist ein unhaltbarer Zustand, denn die Erschöpfung vieler Lehrpersonen zeichnet sich deutlich ab. Bildungspolitik und Erziehungswissenschaft beteuern zwar immer wieder, dass es primär die Lehrpersonen sind, die eine gute Schule ausmachen. Doch sie hören den Schulpraktikern offensichtlich nicht richtig zu, wenn diese deutliche Änderungen im Bildungsprogramm fordern. Nun aber ist ein Punkt erreicht, wo jedes Weitermachen im bisherigen Stil der Schule längerfristig grösseren Schaden zufügen wird.

Die Lehrerschaft muss aus der Rolle der stets brav Ausführenden ausbrechen und die Diskussion um eine gute Schule wieder auf Augenhöhe mit den Bildungsplanern und Schulpolitikern führen. Beim Lehrplan und bei der schulischen Integration hat es die Lehrerschaft leider verpasst, mit dem nötigen Selbstbewusstsein den Standpunkt der schulischen Praxis überzeugend zu vertreten. Doch aus der sich zuspitzenden Krise sollten endlich allseitig die richtigen Lehren gezogen werden: Einander wirklich zuhören und die angeschlagene Schule nach praxistauglichen Grundsätzen zielstrebig renovieren. Auf Lehrerseite sind mutige Persönlichkeiten aufgerufen, in der Bildungspolitik für einen im Kern freiheitlichen Lehrerberuf einzustehen und tragfähige Lösungen vorzuschlagen. Für die Seite der Bildungsplanung bleibt die grosse Hoffnung, dass eine neue Generation bereit ist, sich den vielen Herausforderungen zu stellen.

Liebe Leserinnen und Leser, unser Newsletter zum Schuljahrbeginn ist randvoll mit aussagekräftigen Interviews, klugen Analysen und gepfefferten Leserbriefen. Auf einige haben wir sie hingewiesen, andere prima Texte mussten aus Platzgründen unkommentiert bleiben. Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre.

Hanspeter Amstutz

«Schule ohne Noten ist wie Kapitalismus ohne Geld – das funktioniert nicht»

Sonntagszeitung, 17. August 2024, Interview von Nadja Pastega mit Roland Reichenbach

Interview zum Schulanfang • Der Erziehungswissenschaftler Roland Reichenbach von der Uni Zürich erklärt, warum man die Hausaufgaben nicht streichen soll und die Abschaffung von Noten keine gute Idee ist. Und welchen Sinn das Auswendiglernen hat.

Dem streitbaren Pädagogen eilt der Ruf voraus, er polarisiere gern. Roland Reichenbach gehört zu den ausgewiesenen und klugen Experten, wenn es um Schulen und Bildung geht. Er hat alle Stationen durchlaufen: Lehrerseminar im Kanton Bern, dann Studium der Psychologie, Pädagogik und Ethik. Forschungsaufenthalte in Stanford, USA, und Montreal, später Professor für allgemeine



Erziehungswissenschaften im deutschen Münster und Basel. Heute lehrt der 61-Jährige an der Universität Zürich.

Herr Reichenbach, derzeit wird vielerorts die Abschaffung der Prüfungsnoten gefordert. Was halten Sie davon?

Schule ohne Noten ist wie Kapitalismus ohne Geld. Das funktioniert nicht. Über die Währung kann man streiten, aber es braucht eine Währung. Natürlich sind die Noten problematisch, sie sind insgesamt weder objektiv noch gerecht. Doch zu behaupten, dass die Leistung nicht sinken würde, wenn man auf Noten verzichtet, ist fromm. Diese extrinsischen Motivatoren haben auch dann eine Wirkung, wenn man sie ablehnt.

Zweites Beispiel: Hausaufgaben streichen – eine gute Idee?

Keine gute Idee. Die Hausaufgaben aus Gründen der Bildungsgerechtigkeit abzuschaffen, ist sogar eine schlechte Idee. Hausaufgaben geben die Möglichkeit, Gelerntes zu konsolidieren und Lerninhalte besser zu verstehen. Natürlich ist aber die Hausaufgabenhilfe für manche Kinder ein wichtiges Thema.

Heute wird an den Schulen viel experimentiert. Die Losung, die landauf, landab durch die Klassenzimmer hallt, lautet: Man muss den Unterricht individualisieren.

Da denkt man: Stimmt, es sind doch nicht alle gleich leistungsfähig, da muss man die Kinder unterschiedlich behandeln. Und dann nicken alle, das ist eine Art pädagogischer Gottesdienst. Wie wenn der Pfarrer sagt: Sind wir nicht alle schuldig? Wenn alle mit nicken, stimmt in der Regel etwas nicht.

Man kann doch nichts dagegen haben, dass auf die Bedürfnisse der einzelnen Kinder eingegangen wird.

Niemand ist gegen Individualisierung oder Selbstbestimmung. Aber dass man die eigenen Lernprozesse selbstbestimmt und irgendwie individuell beziehungsweise selbst organisieren würde oder auch könnte, beschreibt schulisches Lernen nicht im Geringsten. Individualisierung heisst praktisch nicht sehr viel mehr als Variation von Zeit und Stoffmenge.

Das heisst: Leistungsschwächere Schülerinnen und Schüler bekommen mehr Zeit, wenn sie etwas erledigen sollen, oder weniger Aufgaben, die sie lösen müssen. Nochmals: Was soll daran schlecht sein?

Die klasseninterne Differenzierung eröffnet paradoxerweise auch Möglichkeiten der Stigmatisierung von scheinbar klar definierten Leistungsgruppen. Es geht darum, unbeabsichtigte und wenig diskutierte Wirkungen kritisch ins Auge zu fassen. Hilft es Leistungsschwächeren tatsächlich, wenn man ihnen weniger Lernstoff zumutet, da man von ihnen weniger erwartet, vor allem nicht erwartet, dass sie sich mehr anstrengen könnten?

Dass man weniger privilegierte Kinder mehr fördern muss, ist längst bekannt.

Ja, doch mehr fördern heisst manchmal auch: mehr fordern. Diese Schülerinnen und Schüler brauchen nicht mehr Eigenverantwortung oder Selbstorganisation, sondern grössere Aufmerksamkeit. Ihnen muss gezeigt werden, dass man von ihnen mehr verlangt, als was sie zu leisten bereit sind. Das ist eine Möglichkeit, manchen der weniger privilegierten Kinder und Jugendlichen zu helfen.

**«Selbst organisiertes Lernen ist entweder eine
Chimäre oder eine Banalität.»**

Sie haben in einer Studie einige Zürcher Schulen näher angeschaut und festgestellt, dass die Schülerinnen und Schüler in unterschiedlichen Stadtteilen auch unterschiedlich behandelt werden.

In dem Projekt mit drei Gruppen von Forscherinnen und Forschern wurden je vier Schulen in Berlin, Wien und Zürich näher betrachtet. Hintergrundthema war die politische Bildung in der Migrationsgesellschaft. In den drei Städten zeigte sich, dass die Jugendlichen in weniger privilegierten Quartieren von den Lehrpersonen anders angesprochen werden, man von ihnen anderes und vor



allen weniger erwartet als von Jugendlichen in privilegierten Stadtteilen und den entsprechenden Schulen.

Konkret?

In der privilegierten Situation spricht man vor allem über Bildung, in der weniger privilegierten ist Erziehung das Thema. Daher geht es im ersten Fall vor allem um das Individuum und seine Zukunft, im zweiten Fall vor allem um die Gruppe und die Gegenwart. Das heisst: Unter anderem auch um Gemeinschaft und Fragen des Anstands und des Zusammenlebens. In modernen Migrationsgesellschaften werden die Worte subtil gewählt. Wenn es um die Zusammensetzung der Schülerinnen und Schüler geht, so wird in den privilegierten Schulen das Wort «international» benutzt, während die anderen Schulen nicht international, sondern «multikulturell» geprägt sind. «International» lässt eine Vielfalt von Möglichkeiten erahnen, «multikulturell» eine Vielfalt von Problemen.

An den Schulen wird viel experimentiert, die Unterrichtsform hat sich zum Teil stark verändert. Weit oben auf der Agenda vieler Schulen steht das selbst organisierte Lernen in sogenannten Lernlandschaften.

Das Lernen kann sich nicht selbst organisieren. Nur die lernende Person. Das ist ein Bildungsziel, kein Merkmal des Lernprozesses selbst. Nicht nur Kinder, auch viele Jugendliche und selbst Erwachsene können Mühe haben, sich selber zu organisieren. Die Selbsttätigkeit ist bedeutsam, sie kann Lernen unterstützen, das ist eh klar. Selbst organisiertes Lernen ist keine neue Form des Lernens. Selbst organisiertes Lernen ist entweder eine Chimäre oder eine Banalität. Sie können wählen!

Angesagt ist heute auch, dass man dem Kind auf Augenhöhe begegnen muss. Bloss nicht bevormunden. Wie finden Sie das?

Natürlich ist dem Kind mit Respekt und Fürsorge zu begegnen. Wenn gleiche Augenhöhe aber gemeinsames Entscheiden bedeuten soll, dann geht es häufig um eine weitere Unaufrichtigkeit, jene der Pseudopartizipation.

Zum Beispiel?

Es ist schon spät, das Kind sollte ins Bett, will aber nicht. Die Mutter sagt: «Du solltest jetzt schlafen gehen, sonst bist du morgen im Kindergarten müde und grantig.» Das Kind meint: «Du hast recht Mama, wenn ich mir das vorstelle, gehe ich lieber gleich ins Bett.» Beispiel zwei: Ein anderes Kind quengelt, dass es noch ein Eis essen will. Der Vater sagt: «So viel Eis ist nicht gut für deine Zähne.» Das Kind meint: «Das hättest du mir schon eher sagen können, dann hätte ich schon auf das erste Eis verzichtet.» Was haben diese beiden Situationen gemeinsam?

Sie werden im Leben so nie stattfinden.

Genau. Solche Kinder gibt es nicht. Darum ist diese Rede von der gleichen Augenhöhe scheinheilig. Der Vater sagt zur Tochter: «Wir müssen etwas miteinander diskutieren.» Die Tochter weiss mit der Zeit, dass es immer, wenn er «miteinander diskutieren» sagt, darum geht, ihr Vorschriften zu machen. Wenn die Tochter hingegen auf ihrem Wunsch beharrt, nämlich erst um Mitternacht und nicht schon um 21 Uhr zu Hause zu sein, dann beendet der Vater diese Diskussion mit «gleicher Augenhöhe» mit Sätzen wie: «Solange du noch als meine Tochter hier unter meinem Dach wohnst ...» Es beginnt also diskursiv, doch schnell bricht die Argumentationsintegrität des Vaters zusammen und das noch knapp bestehende Machtverhältnis tritt voll zutage. Das ist gewissermassen normal. Und die jüngere Generation lernt, dass die Welt der Erwachsenen offenbar von Scheindiskursen geprägt ist.

Sie sind ein Verfechter des Auswendiglernens – trotz Google und Digitalisierung. Wie oft hat man Sie schon als konservativ bezeichnet?

Auswendiglernen und Digitalisierung stehen ja nicht in einem logischen Gegensatz. Aber wohl in einem faktischen. Es gibt auch viele Möglichkeiten, ausserhalb der digitalen Welt nichts aus sich zu machen und zu versimpeln, das ist klar. Diese Zusammenhänge sind ja nicht zwingend. Ja, manchmal sagt man mir, überrascht und vorwurfsvoll, ich sei konservativ. Das kommt mir eigenartig vor. Warum soll Auswendiglernen konservativ sein? Politisch ist das sowieso Quatsch! Pädagogisch



stimmt es aber: Wir konservieren das Wissen und das Gelernte beim Auswendiglernen, wir machen es haltbar, für uns und andere verfügbar, unser Leben wird reicher, und möglicherweise schieben wir die Altersdemenz ein gutes Stück nach hinten. Daran merkt man, dass konservativ ziemlich progressiv sein kann.

«Viele Kinder wollen nicht mehr leisten»

NZZ am Sonntag, 18. August 2024, Wissen, Interview von Matthias Meili mit Roland Reichenbach

Ferien vorbei, wieder Schule. Aber welche? Der Lehrplan 21 wollte das inklusive Klassenzimmer und das selbstbestimmte Lernen. Doch der Erziehungswissenschaftler Roland Reichenbach findet, dass er sich nicht bewährt hat.

NZZ am Sonntag: Herr Reichenbach, Sie sind selbst ausgebildeter Primarlehrer. Würden Sie gerne noch einmal unterrichten?

Roland Reichenbach: Ja, sehr gerne, aber, ehrlich gesagt, nur für ein paar Wochen. Die Schule ist ein Ort der emotionalen Vielfalt. Fast jeden Tag erlebt man hier das ganze Gefühlsspektrum, von Erfolgs- und Glücksmomenten bis zur Angstattacke und wieder zurück. Vor einigen Jahren wurden Berufsleute aus allen Branchen nach dem subjektiven Erleben ihres Alltags befragt. Dabei zeigte sich, dass Lehrpersonen ihren Beruf als am wenigsten langweilig erlebten. Ironisch nur, dass Schülerinnen und Schüler manchmal sehr unter Langeweile leiden.

Die Schule in der Schweiz steht derzeit unter heftiger Kritik.

Schulkritik ist eine Konstante. Mich stört, dass sie zurzeit meist nur den Aspekt der Lernleistungen betrifft. Dabei hat die Schule auch andere Funktionen und eine tiefere Bedeutung für die Gesellschaft als die Vermittlung von Kompetenzen. Nehmen wir die Aufbewahrungsfunktion. Wüssten die Eltern nicht, dass ihre Kinder in der Schule sicher versorgt sind, würde die Wirtschaft in Teilen praktisch zusammenbrechen.

Die zentrale Aufgabe ist dennoch die Pädagogik, oder nicht?

Die pädagogischen Aufgaben der Schule sind vielschichtig, und nicht jede Funktion der Schule ist eine primär pädagogische. Die Vermittlung von Wissen ist ein Teil, die Persönlichkeitsbildung der Kinder ein anderer. Dann gibt es die Selektionsfunktion, die pädagogisch und ethisch problematisch ist. Denn eine der zentralen gesellschaftlichen Aufgaben der Schule besteht darin, dass am Ende der Schulzeit nicht alle Jugendlichen die gleiche Zugangsberechtigung für weitere Bildung und Ausbildung haben sollen.

Wie bitte? Das widerspricht doch der breit akzeptierten Forderung nach Bildungsgerechtigkeit.

Über Bildungsgerechtigkeit wird seit sehr langem gestritten, aber sie konnte bisher nicht hergestellt werden. Und das wird sie auch nicht. Das sieht man zum Beispiel beim Übertritt ins Gymnasium. Klar, die Lehrpersonen mögen denken, dass sie die individuellen Leistungen der Kinder und Jugendlichen gerecht prüfen und beurteilen. Aber es ist doch erstaunlich, dass immer genau so viele Schülerinnen und Schüler weiterkommen, wie es dort Platz hat.

Vorstösse von Lehrpersonen und politischen Parteien wollen eine Denkpause, kritisieren den Lehrplan 21 und fordern zum Beispiel die Abkehr von der integrativen Schule. Wieso jetzt?

Das überrascht mich überhaupt nicht. Mich erstaunt vielmehr, dass es die Lehrpersonen und Eltern so lange ausgehalten haben. Ich denke, viele Lehrpersonen sind zwar unzufrieden, getrauen sich jedoch nicht, Kritik zu äussern.

Die Lehrpersonen klagen zunehmend über Stress und Burnout.

Das ist so. Dazu trägt auch bei, dass der Beruf leider viel von seiner gesellschaftlichen Reputation



verloren hat. Wenn eine Lehrerin früher beim Small Talk von ihrem Beruf erzählte, wurde sie noch beneidet, auch wenn es nur wegen der Ferien war. Heute erntet sie vor allem Mitleid.

Was sind die Gründe?

Wir erleben in der westlichen Welt zwei grosse Umwälzungen: eine Krise des Gemeinsinns und eine Krise der Autorität. Vor allem letztere trifft den Lehrerberuf im Kern. Denn wir wissen, wie wichtig die Autoritätsanerkennung der Lehrperson durch die Schülerinnen und Schüler sowie durch deren Eltern für die Anstrengungs- und Lernbereitschaft ist. Doch die personale Autorität wurde weitgehend durch anonyme, unpersönliche Formen der Autorität ersetzt: etwa spezifische lehrinhaltliche Vorgaben oder konkrete Richtlinien des guten Lernens, zum Beispiel durch den Lehrplan 21.

Schon vor dem Lehrplan 21 gab es einen Lehrplan, der die Ziele absteckte.

Tatsache ist, dass der Lehrplan früher vor allem eine bildungspolitische und -administrative Rolle spielte. Die meisten Lehrpersonen kannten ihn doch nicht einmal und gestalteten den Unterricht nach angeeigneten Routinen. Doch mit dem Pisa-Schock änderte sich das. Plötzlich meinte man es ernst mit der penibel-konkreten Umsetzung des neuen Lehrplans. Alle haben sich nun daran zu halten.

Was war der Pisa-Schock?

Bei den ersten Pisa-Tests der OECD im Jahr 2000, die den Leistungsstand der Schülerinnen und Schüler international erhoben, haben die Schweiz und Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern eher schlecht abgeschnitten. Das war ein Schock, zumal wir immer besonders stolz auf unser Bildungssystem waren. Darauf setzte vor allem in Deutschland ein richtiger Katastrophendiskurs ein. Frankreich dagegen reagierte erstaunlich gelassen, obwohl die Resultate nicht besser waren. Sie sagten «tant pis», die Resultate sind ja «nur» im internationalen Vergleich nicht so rosig. Die Deutschen und mit ihnen auch die Deutschschweizer organisierten hingegen ein politisches Drama.

Welche Folgen hatte das?

Die Idee war, mit dem Kompetenzansatz die schulischen Leistungen zu verbessern. Dahinter steckt die Forderung der OECD, die Bildungssysteme vergleichbarer zu machen. Dabei muss man sich daran erinnern, dass die OECD naturgemäss vor allem die wirtschaftliche Entwicklung fördern will. So wurden internationale Leistungsstandards definiert, in deren Zentrum die Kompetenzen stehen. Das Resultat dieses Prozesses ist der Lehrplan 21, mit welchem die Kompetenzen höher gewichtet werden als der «blosse» Wissenserwerb.

Was ist falsch an Kompetenzen in einer modernen Leistungsgesellschaft, in der sogenannte Soft Skills immer wichtiger werden?

In Deutschland arbeitet man nun seit 20 Jahren mit dem Kompetenzansatz, und er hat insgesamt keine Verbesserung gebracht. Auch in der Schweiz wird der Lehrplan 21 in einigen Kantonen nun seit Jahren umgesetzt. In manchen Fächern wie der Mathematik haben sich die Ergebnisse in der letzten Pisa-Studie zwar leicht verbessert. Aber in den Sprachkompetenzen verfügt fast ein Viertel der Schulabgängerinnen und -abgänger beim Schriftverständnis und bei der Ausdrucksweise nur über ungenügende Fähigkeiten. Das ist ein höchst bedenkliches Ergebnis.

Was läuft denn schief?

Tendenziell stellen wir eine Abschwächung des Erwerbs von Wissen und der elementaren Kulturtechniken fest. Die Hausaufgaben des Bildungssystems liegen in diesen beiden Bereichen.

Der Lehrplan 21, die Harmonisierung und viele Schulreformen sind aber in mehreren Abstimmungen auch vom Volk gutgeheissen worden, zum Teil sehr deutlich.

Dinge absegnen, die man nicht richtig versteht, gehört zur Demokratie. Und wenn sich in Abstimmungsfragen nicht einmal die Fachleute einig sind, wie soll dann jemand wissen, der sich nicht eingehend mit der Materie beschäftigt hat, worüber er eigentlich abstimmt? Dennoch bin ich ein fixfertiger Anhänger der schweizerischen Demokratie. Zwar trägt sie dilettantische Züge, doch die sind hinzunehmen. Und politische Bildung kann auch nicht alles lösen.

***Müsste man den Lehrplan 21 noch einmal grundsätzlich diskutieren?***

Das wird nicht geschehen und würde wohl auch wenig bringen. Lehrpläne werden vielmehr ganz ersetzt. Das ist eine Frage der Zeit. Im Übrigen gibt es keine lineare Wirkung eines Lehrplans auf das Lernen der Kinder.

Das müssen Sie erklären.

Schon der Weg vom Lehrplan zu den Lehrmitteln ist lang. Welche und wie diese eingesetzt werden, das sind schon einmal erste Fragen. Dann spielt die Unterrichtsvorbereitung eine wiederum relativ unabhängige Rolle. Und dann gestaltet sich der konkrete Unterricht nie nach Schema X. Schliesslich bringen die Kinder und Jugendlichen ganz unterschiedliche Voraussetzungen mit. Vom Lehrplan zum konkreten Lernprozess führt keine gerade Linie. Der Lehrplan ist ungeeignet, um das Bildungssystem nach Gusto zu steuern. Die kontrollierte Steuerung des Bildungssystems ist letztlich eine Illusion.

Kritisiert wird auch, dass der Lehrplan 21 überladen ist.

Ich muss zugeben, ich war schon immer skeptisch gegenüber dem Lehrplan 21. Andere sehen das anders. Vor allem junge Pädagoginnen und Pädagogen finden immer wieder interessante Aspekte im neuen Lehrplan – sie kennen ja auch keine Alternativen. Natürlich existiert keine grundsätzliche Gegensätzlichkeit von Bildung und Kompetenzdenken. Doch die Anhänger des Kompetenzdiskurses haben sich insgesamt durchgesetzt. Mehrheit statt Wahrheit – das gehört auch zur Demokratie.

Vor den Sommerferien liess der Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband in einer Medienmitteilung verlauten, dass nicht die Administration die grösste Belastung für die Lehrpersonen darstellt, sondern der Anspruch auf einen individualisierten Unterricht.

Der individualisierte Unterricht ist die Antwort der Schule auf die zunehmende Heterogenität in den Klassen. Damit sind die unterschiedlichen Voraussetzungen gemeint, welche die Kinder mitbringen. Dank dem sogenannten selbstorganisierten Lernen, bei dem jedes Kind in offenen Lernlandschaften selbst wählen kann, wie viel und in welchem Tempo es lernen will, sollte einerseits jedes Kind individuell nach seinen Bedürfnissen gefördert werden, andererseits sollte es sich dadurch die Lernkompetenz quasi selbst aneignen. Das alles tönt zwar gut, weil man denkt, dass es kindgerecht sei. Doch gerade leistungsschwächeren Kindern schaden solche offenen Lernformen – das ist meine Meinung, aber damit bin ich zum Glück nicht allein. Diese Kinder brauchten mehr Kontrolle, Anweisung und Ermutigung. Am Ende zementiert das scheinbar individualisierte Lernen bereits bestehende Leistungsunterschiede.

Was ist ein guter Unterricht?

Das Engagement der Lehrperson ist zentral, das zeigen alle Ergebnisse der Bildungsforschung. Viele sagen jetzt, das sei die alte Leier. Das macht diese Erkenntnis jedoch nicht weniger wahr.

Auch der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie zeigte in seiner Metastudie «Sichtbares Lernen» vor über 20 Jahren eindrücklich, dass die Lehrperson den grössten Einfluss auf den Lernerfolg der Kinder hat.

Das stimmt, aber diese Ergebnisse werden oft falsch verstanden. Wenn man die Resultate genau anschaut, hat guter Unterricht eben genau nicht mit der scheinbaren Individualisierung zu tun. Hattie zeigte vor allem, dass viel Kontrolle, viel Feedback, viel Ermutigung wichtig sind.

Und üben, üben, üben . . .

So ist es! Gute Beispiele sind Freizeitaktivitäten wie Sport oder Musik. Läuft es dort wie in der Schule? Nicht im Geringsten! Im Klavierunterricht diskutiert die Musiklehrerin sicher nicht, ob das Kind den Fingersatz anwenden möchte. Da wird gelernt und geübt, bis man diese Techniken mehr oder weniger beherrscht. Nur so kann man weiterkommen. Das Übungsethos und die Einsicht, dass man sich in der Schule mitunter auch anzustrengen hat, sind heute ein Stück weit verlorengegangen.

Auch beim selbstorganisierten Lernen spielt die Lehrperson eine wichtige Rolle. Lerncoachs sind wichtige Bezugspersonen für die Kinder und fördern sie gezielt?

Die Idee ist, dass der Lerncoach – was für ein fürchterliches Wort – beim sogenannten Micro-Teaching von jedem Kind zu jeder Zeit genau weiss, wo es genau steht. Doch die Lehrpersonen in

der Regelschule haben schlicht gar nicht die Zeit dazu. Zudem muss man auch lernen, gewisse Unterschiede zu akzeptieren. Die Ansprüche an die Kinder sind gestiegen. Doch viele Kinder wollen oder können gar nicht mehr leisten.

Was ist denn die Lösung?

Es kommt sehr viel weniger auf die Strukturen und Methoden an als auf die Menschen, die im Schulsystem arbeiten. Wenn die Lehrpersonen motiviert und engagiert sind, wenn sie an die Lernfähigkeit der Kinder glauben und wenn sie eine gute Freiheit in der Unterrichtsgestaltung haben und – ganz wichtig – auch einen ausreichenden gesellschaftlichen Rückhalt geniessen, ist viel gewonnen. Eine grosszügige Autonomie in der Lehre muss gegeben sein.

Überhöhen Sie nicht die Bedeutung der Lehrperson?

Nein. Natürlich könnten manche Kinder den Schulstoff zu Hause am Computer individuell gezielter und schneller lernen als in der Schule. Aber ohne Klassenzimmer, ohne Schulgemeinschaft und die damit verbundenen Rituale und auch individuellen Opfer, ohne die zahlreichen Erfahrungen mit den teilweise störenden Eigenarten der Lehrpersonen hätten diese Kinder am Ende sehr wenig vom Leben verstanden, also von sich und der Welt.

«Auf den Trainer kommt es an!»

Journal21, 10. August 2024, Carl Bossard

Mit Menschen Ziele erreichen! Das gehört zu jeder Führungsaufgabe. Das ist auch die Aufgabe einer Pädagogin. Und es ist der Auftrag an jeden Trainer. Lehrpersonen und Fussballlehrer haben manch Gemeinsames. Was aber ist entscheidend? Gedanken zum Start ins neue Schuljahr.



Das Animierende einer guten Trainerin (Bild: Hansruedi Lüthi, Ennetbürgen/NW)



Die Fussball-Europameisterschaft ist vorbei, doch das Phänomen Fussball zieht weiter. Auch mich zuckt es im Fuss; auch ich bin am Ball und fiebere in solchen Momenten mit. Ich gestehe gerne: Fussball fasziniert mich – nicht so sehr mit Blick auf die Ungerechtigkeit des Glücks, sondern von der Spielidee und der Taktik her und von der Integration der elf Individuen in ein kooperatives Kollektiv, in ein wirksames «Wir»: die soziale Idee des Sports.

Das Beste aus den Spielern herausholen

Fussball verzaubert viele. Wenn wir dieser Magie nachspüren, so zeigen sich erstaunliche Parallelen im Führen eines Fussballteams und einer Schulklasse. Kern dieser Transferthematik ist die Frage: Was macht eine Equipe stark? Und was macht eine Schulklasse lernleistungsstark? Aus der Trainerperspektive gefragt: Wie fördert der Teamchef das Potenzial der einzelnen Spieler und macht sie besser? Und mit welchen Leitprinzipien vermittelt er seiner Crew ein System, führt sie zur Einheit und gibt dem Ganzen ein Gesicht?

Wichtiges lässt sich auf dem Feld beobachten. Bayer Leverkusen wurde deutscher Fussballmeister 2024, der favorisierte FC Bayern München Dritter. Der Leverkusener Xabi Alonso gewann das Prestigeduell gegen den Bayern-Headcoach Thomas Tuchel mit 3:0. Das Fazit der Presseprominenz nach dem entscheidenden Spiel: «Auf den Trainer kommt es an!»¹ Alonso habe zwar nicht die besten Spieler, aber aus seinen Spielern das Beste herausgeholt. Die Art und Weise, *wie* diese Mannschaft spiele, mache sie so besonders, meinten die Fachleute. Der Verantwortliche und sein System!² «Der Trainer ist der wichtigste Mann», sagt darum der Fussballexperte Ralf Rangnick, Chef des österreichischen Nationalteams.³

Beseelt und beseelend zugleich

Und noch eine Binsenwahrheit: Gute Trainer können ganz unterschiedlich sein. Zwischen Jürgen Klopp und Pep Guardiola liegen Welten – auch zwischen Lucien Favre und Urs Fischer, den beiden international erfolgreichen Schweizer Trainern. Eines ist ihnen aber gemeinsam: Es sind Trainer, die sich ihrer Aufgabe mit Hingabe und Emotion verschreiben, mit Empathie für ihre Spieler und den Verein; es sind Persönlichkeiten, die ein Klima schaffen, in dem sich die Beteiligten wohl fühlen, ohne auch nur daran zu denken, in irgendeiner Form bequem zu werden. Auf Augenhöhe ihrer Spieler und doch ganz Patron, einfühlsam und fordernd, beseelt und beseelend zugleich.

Entscheidend ist die jeweilige Lehrerin – und ihr Unterricht

Gute Trainer sind mehr als nur Coachs, mehr als nur Bandenchefs und Beobachter an der Seitenlinie. Es sind Trainer, die mit ihren Leuten üben – einzeln und im Kollektiv, intensiv und konsequent. Sie zeigen das Grundlegende und machen es vor; sie üben Spielzüge, analysieren sie und geben gezielt Feedback. Am Werk sind vielseitige fordernde Regisseure und Trainingsverantwortliche.

«Auf den Trainer kommt es an!» Das gilt für den Fussball. Und Analoges gilt für die Schule. Was zählt, ist die einzelne Lehrerin. Entscheidend ist der jeweilige Lehrer – und sein Unterricht, seine Trainingsmethode. Das wissen wir aus der eigenen Bildungsbiografie, das betont der Bildungswissenschaftler John Hattie, darauf verweist der Resonanzforscher Hartmut Rosa, das macht der Psychiater und Philosoph Thomas Fuchs klar.⁴

¹ Der Fussball-Fachjournalist Christoph Meltzer. In: FAZ, 12.02.2024, S. 23

² «Euphorie pur»: Bayer dank Alonso auf dem Weg zum Titel. In: Süddeutsche Zeitung, 12.02.2024.

³ In: DIE ZEIT, 13.06.2024, S. 26.

⁴ Thomas Fuchs, Lernen in Beziehung. Vortrag in Salzburg 12.07.2024. Msc. unpubl., S. 6f.; Fuchs ist Inhaber der Karl Jaspers-Professur für Philosophische Grundlagen der Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität Heidelberg.



Der Praxistest zeigt's

Wem diese Hinweise zu abstrakt klingen, für den kommt hier der Praxistext: Vor einigen Jahren zeigte ein Dokumentarfilm-Experiment im südschwedischen Malmö eine ganz schwierige Klasse. Sie war verschrien und der Unterricht mit ihr gefürchtet. Im neunten Schuljahr erhielten diese Problemschüler neue Fachlehrer, in der Sportsprache: neue Trainer. Rekrutiert wurden sie aus ganz Schweden; es waren Pädagogen, die Preise gewonnen oder sich sonst als versiert erwiesen hatten. Die Idee des TV-Projekts war so simpel wie umstritten. Das Format stiess auf heftigen Widerstand; die Lehrergewerkschaften liefen Sturm. Aber es lockte jede Woche die Zuschauer magnetisch vor die Bildschirme.⁵

Für das weitere Fortkommen ist in Schweden die neunte Klasse wichtig. Hier entscheidet sich, ob die Jugendlichen an eine weiterführende Schule übertreten können. Das galt auch für die Klasse aus Malmö. Woche für konnte Woche das Land live beobachten, wie aus demotivierten Jugendlichen lernleistungsorientierte junge Menschen wurden: 95 Prozent erreichten eine weiterführende Schule; bei den nationalen Vergleichstests belegte die Klasse in Mathematik gar den ersten Rang.

Der Erfolg des aktiv angeleiteten Lernens

Man kann das Geheimnis dieses Erfolgs mit Erkenntnissen aus der empirischen Unterrichtsforschung erklären: ein gut gesteuerter Unterricht und ein aktiv angeleitetes Lernen. Die neuen Lehrer deuteten den fulminanten Fortschritt der Schüler ganz einfach: Entscheidend für ihr pädagogisches Wirken seien Respekt und Anspruch, fachliche und menschliche Autorität gewesen, Passion für ihr Fach und Zuneigung zu den Schülern. Es waren Lehrpersonen, die Ansprüche setzten und mit ihren Klasse etwas erreichen wollten. Wie es gute Trainer tun.

Wenn man John Hatties Unterrichtsstudien und diesem schwedischen Experiment für einen kurzen Moment Glauben schenkt, kommt man aus dem Staunen nicht heraus: Warum? Weil wir es längst wissen: Grundlage guten Lernens ist und bleibt die engagierte Lehrperson und ihr Wirken.

Eben: «Auf den Trainer kommt es an!»

Der gewünschte Unterrichtsfaktor: Zeit

Viele Fussballtrainer geniessen Freiheiten. Auch das wissen wir. Und sie haben eines: Zeit für die Spieler. Das wünschen sich auch Lehrpersonen. Wer mit ihnen ins Gespräch kommt und sie nach ihrem dringendsten Wunsch für einen guten Unterricht fragt, bekommt ein Wort zu hören: «Zeit». Egal auf welcher Stufe. Zeit für die Klasse, Zeit fürs vertiefte Arbeiten und Üben, Zeit für die einzelnen Schülerinnen und Schüler.

Das müssten die Bildungsverantwortlichen und die Schulleiter wieder ermöglichen – mit einer Reduktion von Administration und einer Renaissance des Eigentlichen und Wesentlichen von Schule und Unterricht, der Konzentration auf gutes Lernen. Malmö macht's vor. Auf die Trainer kommt es an! Doch dazu brauchen sie eines: «entgegenkommende Verhältnisse». Das verlangt der Philosoph Jürgen Habermas. Im Fussball ist das Vereinssache, in Schule und Unterricht Aufgabe der Bildungspolitik!

⁵ Gunnar Hermann, Das schwedische Experiment. In: Süddeutsche Zeitung, 18.05.2010.



«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter»

Schweiz am Wochenende, 10. August 2024, Interview Kari Kälin mit Eliane Perret

Heilpädagogin Eliane Perret schöpft aus reicher Erfahrung. Sie spricht über Auswüchse des selbstorganisierten Lernens, Missverständnisse der integrativen Förderung und die Trendwende bei Smartphones und iPads.

«Zu uns kommen die Kinder erst, wenn man zur Einsicht gelangt, dass es in der Regelklasse wirklich nicht mehr geht», sagt Eliane Perret. Die erfahrene, 74-jährige Heilpädagogin und Psychologin empfängt die «Schweiz am Wochenende» an der Sonderpädagogischen Tagesschule Toblerstrasse in Zürich, die im selben Haus wie eine Privatschule untergebracht ist. Alle Kinder, die dort unterrichtet werden, haben eine schulpsychologische Abklärung hinter sich, viele eine Diagnose wie ADHS oder eine Autismusspektrumsstörung. Noch immer unterrichtet Perret pro Woche je zwei Lektionen Werken und Zeichnen und arbeitet individuell mit Schülern. Ein Gespräch über die Entwicklungen an der Volksschule.

Welche persönlichen Erinnerungen haben Sie an Ihre Schulzeit?

Eliane Perret: Ich ging gerne zur Schule. Wir waren stolz, jetzt gross zu sein. Ich hatte Glück, dass damals ein Wechsel in der Pädagogik stattfand. Ein streng autoritärer Unterricht wich einem, in dem pädagogische und entwicklungspsychologische Aspekte in den Vordergrund rückten.

Heute ist das selbstorganisierte Lernen Trumpf, die Lehrperson wird vermehrt zu einer Art Coach. Eine gute Entwicklung?

Nein. Diese Lernform verkennt die neuesten Befunde der Entwicklungspsychologie. Kinder sind soziale Wesen. Sie brauchen Erwachsene, die ihnen zeigen, wie das Leben funktioniert. Kinder haben ein Recht darauf, angeleitet zu werden, die Weitergabe von Kultur und Wissen gehört dazu. Man kann nicht erwarten, dass sie alleine auf den Satz des Pythagoras kommen. Das selbstorganisierte Lernen reiht sich ein in den Reigen von Schulreformen, die vor mehr als dreissig Jahren ihren Anfang nahmen. Zu einem Teil steckt dahinter Ideologie.

Wie meinen Sie das?

Dass der Erwachsene den Kindern nichts beibringen darf, dass das Gras nicht schneller wächst, wenn man daran zieht, dass sich die Kinder dann schon in ihrem eigenen Tempo entwickeln werden; solche Ideen beruhen auf einem antipädagogischen Konzept, bei dem es keinen Klassenunterricht mehr braucht und individualisierte Lernprogramme im Vordergrund stehen und nach digitalen Algorithmen lernen. Für das selbstorganisierte Lernen brauchen die Kinder sehr viel Motivation aus sich heraus. Die ganz Guten können das, sie bestehen in jedem Schulsystem. Die weniger Guten gehen unter. Dazu kommt die Digitalisierung. Jetzt gibt es zum Glück eine Gegenbewegung. Verschiedene Länder wie Schweden, Frankreich, Irland, Kanada oder Spanien haben die Smartphones oder auch iPads aus dem Klassenzimmer verbannt oder planen dies, weil die Schüler davon zu stark abgelenkt werden. Auch in der Schweiz gilt in einigen Schulen ein solches Verbot.

Diese Zeitung hat kürzlich über die Forderung der FDP berichtet, den Fremdsprachenunterricht an der Primarschule abzuschaffen. Sie haben uns geschrieben, dieses Thema sei essenziell. Weshalb?

Die Grundlage für die Bildung fusst auf einem sicheren Fundament in der Erstsprache. Es geht nicht nur darum, grammatikalisch korrekte Sätze zu bilden. Vielmehr hat Sprache auch einen wichtigen Anteil an der sozial-emotionalen Entwicklung und der kulturellen Verwurzelung. Heute besuchen viele Kinder die Schule, deren Erstsprache nicht Deutsch ist. Je höher die Schulstufe, desto wichtiger wird Deutsch. Sonst versteht man auch in Mathematik und in den naturwissenschaftlichen Fächern nicht, um was es geht. Kinder, die über ein gutes Fundament in der Erstsprache verfügen, lernen einfacher Fremdsprachen, weil sie Satzstrukturen kennen und über einen gewissen Wortschatz verfügen.

**Die Fremdsprachen wurden mit der Losung «je früher, desto besser» eingeführt.**

Diese These geht von einem Sprachbad aus. Das trifft zu, wenn die Kinder zu Hause, in der Kita, in der Spielgruppe konsequent eine andere Sprache sprechen. In der Schule gibt es aber kein Sprachbad. Man hat pro Woche ein paar Lektionen Englisch und Französisch, am Schluss können die Kinder vielleicht einige wenige Sätze sagen. Die Linguistin Simone Pfenninger, unterdessen Professorin an der Universität Zürich, hat schon vor zehn Jahren nachgewiesen, dass Kinder, die an der Primarschule keinen Englischunterricht hatten, den Rückstand auf die Frühstarter an der Oberstufe schon nach sechs Monaten aufholen. Ich sehe weitere Probleme.

Nämlich?

Der Fremdsprachenunterricht an der Primarschule geht auf Kosten des Deutschunterrichts, der naturwissenschaftlichen Fächer und des Werkunterrichts. Das ist ein Problem – gerade auch wegen des Werkunterrichts. Viele Kinder mögen das Fach. Es trainiert nicht nur die Feinmotorik, sondern auch das Vorstellungsvermögen und enthält gestalterische Elemente. Die Kinder machen mit künftigen handwerklichen Berufsfeldern Bekanntschaft. Das ist wichtig angesichts des allseits beklagten Fachkräftemangels. Handwerkliche Berufe verdienen mehr Anerkennung. Wir sind froh, wenn der Sanitär kommt und den kaputten Wasserhahn repariert.

Man hört kaum von Lehrpersonen, die von der integrativen Förderung (IF), also dem Einbezug möglichst aller Kinder mit Schwierigkeiten aller Art in die Regelklasse, begeistert sind.**Was sind die Gründe?**

Schulische Massnahmen sollten immer pädagogisch begründet sein. Man müsste bei jedem einzelnen Kind abklären, ob eine integrative Lösung seiner Entwicklung dient oder ob eine separative Lösung besser ist. Das ist heute leider nicht so. In den kantonalen Volksschulgesetzen steht die Integration an erster Stelle. Die Verantwortlichen stützen sich dabei auf die Behindertenkonvention und andere internationale Verträge. Doch keine dieser Konventionen verlangt eine ausschliesslich integrative Lösung.

Laut Studien lernen IF-Schüler im Umfeld einer Regelklasse besser.

Es wird immer auf die gleichen Studien verwiesen. Diese Studien belegen aber auch, dass sich die IF-Kinder weniger wohlfühlen und sozial oft am Rand stehen. Es ist nicht toll, wenn man in einem Klassenverbund immer der Schlechteste ist und einen Sonderstatus hat wegen der integrativen Förderung. Die Verfechter der IF-Lösung stellen ihr Modell nie infrage. Wie nach jeder missglückten Reform rufen sie nach mehr Ressourcen und weiteren Studien. Ein Marschhalt kommt für sie nicht infrage.

Es geht um Karriere. Kleinklassenschüler werden beim Zugang zum Arbeitsmarkt diskriminiert.

Die Frage lautet: Ist ein Kind nicht stigmatisiert, wenn es in der Regelklasse ein anderes Programm hat als die anderen und extra Förderunterricht braucht? Wenn die Lernziele nach unten angepasst werden und das Kind nicht in ein soziales Umfeld eingebettet ist, das es benötigt, damit seine sozial-emotionalen Kompetenzen gefördert werden? Immer am Schluss zu stehen, ist demotivierend. In unserer Schule in Zürich haben wir ein Kooperationsmodell mit der Privatschule im selben Haus, die Kinder haben einen guten Zusammenhalt untereinander und sind auch befreundet. Man besucht gewisse Fächer getrennt, andere zusammen, wie zum Beispiel Turnen, Werken oder Singen. An Tagesschulen kann auch das Mittagessen gemeinsam eingenommen werden.

Würden Sie das Modell der integrativen Förderung ganz abschaffen?

Nein. Es gibt Kinder, die mit Förderunterricht eine Regelklasse besuchen können. Ich möchte jedoch auf einen anderen Punkt hinweisen.

Bitte.

Es geht um die Frage, wie wir Auffälligkeiten im Verhalten oder Lernschwächen von Kindern erklären. Wir haben einen Paradigmenwechsel hinter uns, der in den 1980er-Jahren ausgehend von



den USA seinen Anfang nahm. Früher orientierte man sich an den humanwissenschaftlichen Disziplinen, seither dominiert das biopsychosoziale Modell. Das brachte eine Psychiatrisierung der Pädagogik mit sich.

Was bedeutet das?

Die Probleme der Kinder werden vorwiegend mit Hirnfunktionsstörungen erklärt, die man medikamentös behandelt. Nach psychosozialen Ursachen und Umweltbedingungen, welche das Auftreten bestimmter Verhaltensauffälligkeiten und psychischer Störungen begünstigen, wird immer weniger gefragt. Die Ausbildung an der Hochschule für Heilpädagogik zielt stark in diese Richtung. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass in der Schweiz seit der Jahrtausendwende viel häufiger Methylphenidat (etwa in Ritalin) verschrieben wird. Ich plädiere für eine andere Herangehensweise, denn es gibt aktuelle Forschungsergebnisse, vorwiegend aus der Entwicklungspsychologie: Es geht um eine umfassende Analyse der Lebensgeschichte von Kindern mit Problemen, die das soziale Umfeld und die Lernbiografie einschliesst. Kinder benötigen eine sichere Bindung, damit sie sich gut entwickeln und resilient werden. Solche Forschungserkenntnisse der Entwicklungspsychologie sollten stärker in den Schulalltag einfließen. Das ergibt die Basis, um gemeinsam mit den Eltern einen Weg zu definieren, wie man dem Kind helfen kann.

Können Sie uns verraten: Was tun, wenn Kinder die ganze Zeit Papierflieger herumschmeissen?

Solche Verhaltensauffälligkeiten legen sich an unserer Schule schnell. Es ist eine Bestätigung für unseren pädagogischen Ansatz. Wenn die Kinder eine Perspektive erhalten, wenn sie gesehen werden, gefördert und gefordert werden, wenn man an sie glaubt, dann beginnen sie, ihr Verhalten zu ändern. Das braucht Zeit. Dafür benötigt es sehr viel Beziehungsarbeit, für die Lehrpersonen in einer regulären Klasse vielleicht gar nicht genügend Zeit haben. In unserer Schule zum Beispiel unterrichten wir auf der Unterstufe 6 und auf der Mittelstufe 8 Kinder pro Klasse.

Eliane Perret (74) unterrichtete zuerst als Primarlehrerin. Später bildete sie sich zur Heilpädagogin weiter und absolvierte in den 1990er-Jahren an der Uni Zürich ein Studium in Psychologie, Psychopathologie und Sonderpädagogik, worin sie auch promovierte. Perret leitete von 1992 bis 2020 die Sonderpädagogische Tagesschule Toblerstrasse in Zürich. Sie ist Fachbuch-Autorin und schaltet sich regelmässig in bildungspolitische Debatten ein. (saw)

Leserbriefe Zum Interview mit Eliane Perret

Dieses Interview gross drucken, einrahmen und gut sichtbar an die Wand hängen!

Schweiz am Wochenende, 17. August 2024, Leserbriefe

Selbst organisiertes Lernen: «Die guten Schüler können das, die anderen gehen unter» Ausgabe vom 10. August

Das Interview mit Frau Eliane Perret, Heilpädagogin, über die Situation und die aktuellen Herausforderungen im Schulwesen sollte man gross drucken, einrahmen und in allen Lehrerzimmern, Schulleitungen, in der Schulaufsicht, im Departement Bildung, Kultur und Sport und in den Fachhochschulen für Pädagogik gut sichtbar an die Wand hängen.

Martin Hess, Teufenthal

Gibt es einen Weg aus dem Schlamassel?

Längst pfeifen es die Spatzen von den Schulhausdächern: Verschiedenste implementierte Reformen im Schulsystem, im Lehrplan und im täglichen Unterricht sind gescheitert. Der Versuch der Bildungsverwaltung, den angerichteten Schaden mit Geld, mehr Geld und noch mehr Geld zu beheben,



ist ebenfalls gescheitert: Die Resultate der Pisa-Studien sprechen eine deutliche Sprache. Nebst den gesellschaftlichen Problemen, die den Schulen vor Ort notgedrungen entgegenkommen, wurden und werden ihr zusätzlich hausgemachte Lasten aufgebürdet. Gibt es einen Weg aus dem Schlamassel? Eliane Perret weist die Richtung zu möglichen Lösungen. Sie zählt 74 Lenze. Weitere kundige Personen suchen öffentlich nach alternativen, gangbaren Routen. Interessanterweise sind auch diese im Pensionsalter oder stehen kurz davor. Im Aargau wird nach den Wahlen im Herbst eine andere Regierungsrätin oder ein anderer Regierungsrat das Departement Bildung, Kultur und Sport übernehmen. Ob wohl der oder die Betreffende den Mut und die Ausdauer hat, die ideologisch agierende Bildungsverwaltung in eine Richtung zu führen, die eine Ära eines besseren schulischen Erfolgs einläutet? Mein Tipp dazu: Das Interview mit Eliane Perret gibt wichtige Hinweise.

Martin Diriwächter, Reinach AG

Es braucht einen Marschhalt bei allen Reformen

In letzter Zeit häufen sich in vielen Medien Artikel zum alarmierenden Zustand in unseren Schulen. Das stimmt mich optimistisch, besonders die letzte Ausgabe der «Schweiz am Wochenende». Endlich wird nicht einfach der prekäre Zustand in der Schule beschrieben und womöglich noch mehr Reformen gefordert, sondern es werden Gründe aufgezeigt und Vorschläge gemacht, vor denen vor allem die Bildungspolitiker und Bildungspolitikerinnen nicht mehr länger die Augen verschliessen können. Ich gehe mit Frau Perret völlig einig, es braucht einen Marschhalt bei allen Reformen der letzten Jahrzehnte. Mein Vorschlag wäre: Wiedereinführung einzelner Kleinklassen (zum Beispiel Einschulungsklasse), Abschaffen der Frühfremdsprachen und eine Anpassung der Lehrerausbildung. Die angehenden Lehrerinnen und Lehrer sollen wieder befähigt werden, einen anleitenden, fragend-entwickelnden Unterricht zu gestalten. Sie sollten auch mit den neusten Forschungsergebnissen der Entwicklungspsychologie und Individualpsychologie bekannt gemacht werden. Damit könnte man die ausufernde Psychiatisierung unserer Kinder bremsen, praktisch jedes zweite Kind hat heute schon eine Diagnose. Das muss sich wieder ändern.

Elfy Roca, Heilpädagogin Schulhaus Fahrweid, Fahrweid

Abgehängte, perspektivlose Schulkinder

Luzerner Zeitung, 14. August 2024, Leserbrief

«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter», Ausgabe vom 10. August

Dem Journalisten Kari Kälin sei Dank für seine echten und wegweisenden Fragen an die Primarlehrerin, Heilpädagogin, Psychologin und langjährige Schulleiterin der sonderpädagogischen Tageschule Toblerstrasse in Zürich, Eliane Perret. Da haben er und CH Media einer wahrlich wichtigen Stimme in Bildungsfragen das Wort erteilt.

Frau Perret spricht mir als Mutter aus dem Herzen. Als ganze Familie haben wir die verheerenden Folgen des Selbstorganisierten «Lernens» (von wirklichem Lernen kann kaum die Rede sein!), von Fremdsprachenunterricht ohne jede Grundlage, von Wochenplan, Projektarbeit und wie sie alle heissen, erfahren.

Als Kindergärtnerin höre ich von verzweifelte Eltern, deren Schulkinder perspektivlos ihre Schultage mehr oder weniger abgehängt aussitzen. Das beelendet. Weil es nicht sein müsste. Wer so zur Schule gehen kann, wie es Frau Perret anschaulich umschreibt, und dort auf fundiert ausgebildete Pädagogen mit Berufsethos trifft, blüht auf. Wer eine Lehrerin hat, die ihren Zöglingen mit Freude und Engagement Wissen, Können und Handwerk beibringt und sie zum Mensch- und menschlich-Sein anleitet, ist fürs Leben gewappnet.

Aus- und Weiterbildung und berufliche Rahmenbedingungen müssen wieder so ausgestaltet sein, dass Lehrerpersönlichkeiten heranreifen und so arbeiten können, dass das solide schulische Vorankommen jedes einzelnen Kindes wohlausgewogen gewährleistet ist.



Es ist zu wünschen, dass endlich die ehrliche Diskussion mit der breiten Bevölkerung geführt wird über Sinn (und Unsinn) der heutigen Volksschulbildung. Und, dass die Verantwortlichen an Pädagogischen Hochschulen, die Verwalter der Dienststellen Volksschule, die Bildungspolitiker und andere Entscheidungsträger zur Einsicht gelangen, dass der Marschhalt im Volksschulwesen angezeigt, ja, dringend nötig ist.

Claudia Meier-Preuschoff, Oberkirch

Schulsystem bewegt sich in die falsche Richtung

Zuger Zeitung, 13. August 2024, Leserbrief

«Die ganz guten Schüler können das, die anderen gehen unter», Ausgabe vom 10. August

Letzte Woche war die Volksschule Thema in dieser Zeitung, allerdings im negativen Sinn. Am Freitag ein Interview mit der «obersten Lehrerin der Schweiz» Frau Rösler, welche die niederschmetternde Umfrage unter Lehrpersonen über die Zufriedenheit im Job schönredete und nach mehr Pädagoginnen, Schulpsychologen und Therapeutinnen verlangte. Am Samstag dann wurde uns Lesern mitgeteilt, dass der ständige Handykonsum für die Kinder schädlicher sei als gedacht. Was für eine Überraschung, da wäre ich nie drauf gekommen ...

Wirklich interessant ist aber das Interview mit Eliane Perret, welche aufgrund ihrer praktischen Erfahrung über Jahrzehnte genau die Punkte aufzeigt, bei denen sich unser Schulsystem seit Jahren stur in eine total falsche Richtung bewegt. Praxisferne sogenannte Bildungsexperten und Politiker steuern das Bildungsschiff in immer gefährlichere Strömschnellen ohne Rücksicht auf Verluste. So prangert sie an, dass das «selbstorganisierte Lernen» nur bei sehr guten Schülern funktioniert, die Mehrheit aber braucht Anleitung und Kontrolle durch die Lehrperson, «sonst gehen sie unter» (Zitat). Auch der frühe Fremdsprachenunterricht ist nur eine Verschwendung von Lernzeit. Essenziell ist, dass erst die deutsche Sprache beherrscht werden muss. Es ist erwiesen, dass Schülerinnen, welche erst in der Oberstufe z.B. Englisch lernen, ihre Schulkollegen mit Frühenglisch nach 6 Monaten aufgeholt haben. Sie kritisiert die Abschaffung des Werkunterrichtes, welcher die Feinmotorik und Vorstellungskraft schulen. Auch das Eliminieren des Geschichtsunterrichtes finde ich katastrophal. Stattdessen lehrt man interkulturelle Erziehung oder diskutiert mit den Schülern darüber, ob sie sich im richtigen Körper fühlen. Grosses Thema ist die integrative Schule, bei der sehr schwache oder auffällige Kinder in normalen Klassen unterrichtet werden, in der Hoffnung, sie würden davon profitieren. Wenig überraschend ist aber der Effekt, dass diese Kinder sich oft nicht zugehörig fühlen, während die anderen im Lernfortschritt gebremst werden. Dass die Lehrpersonen damit oft überfordert sind, belegt die am Anfang erwähnte Umfrage.

Ich plädiere sehr dafür, die schädlichen Reformen rückgängig zu machen, wie das andere Länder bereits tun, anstatt mehr Ritalin zu verteilen. Mit jedem Jahr mit dem aktuellen System werden zehntausende Kinder benachteiligt.

Emil Schweizer, Kantonsrat SVP Neuheim



Viele Kinder sind überfordert

Tages-Anzeiger, 20. August 2024, Forum, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 13.8. «Schulkarriere hängt vom Elternhaus ab»

Natürlich stimmt es, dass Kinder aus bildungsfernen Familien benachteiligt werden. Aber auch diesmal werden im Bericht wesentliche Ursachen nicht erwähnt. Gewisse Schulreformen spielen eine üble Rolle. Das selbstorganisierte Lernen überfordert ohnehin schon viele Kinder, und dort, wo zuhause niemand helfen kann, sind sie erst recht benachteiligt. Der Unterricht im Klassenverband wie bisher ist weitaus erfolgreicher. Dann das Frühfranzösisch: betrifft vor allem bildungsferne und zugleich fremdsprachige Familien. Statt die Kinder mit dem ungeliebten Franz zu plagen, könnten diese Lektionen um ein Mehrfaches besser genutzt werden für Deutsch. Das hilft auch in Mathematik, wo Intelligente oft nur deshalb nicht reüssieren, weil die eingekleideten Aufgaben zu wenig verständlich sind. Und schliesslich der neue Lehrplan: Viele Fachleute bemängeln, dass er das wichtige Üben sträflich vernachlässigt. Auch da wieder: In erster Linie verlieren bildungsferne Familien. Die im Artikel vorgeschlagenen Massnahmen zur Abhilfe taugen nichts bis wenig. Darauf warten, dass die Ungleichheiten in der Gesellschaft beseitigt werden, damit dann auch die Schule besser werde? Der Sankt Nimmerleinstag lässt grüssen. Und die böse Selektion soll weg. Aber so würden die Probleme nur nach hinten verschoben. Lieber Klassenunterricht, Frühfranz und Üben ins Rampenlicht stellen. Da ist garantiert etwas zu holen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Handys fliegen von der Schule

Schweiz am Wochenende, 10. August 2024, Patrik Müller

Neue wissenschaftliche Erkenntnisse zeigen, dass Smartphones Teenager stärker schädigen als bisher angenommen. An der Oberstufe findet in der Schweiz ein Umdenken statt: Verbote werden mehrheitsfähig. Das liegt auch an einer «Bibel» aus Amerika.

Die Sommerferien gehen zu Ende, am Montag füllen sich in vielen Kantonen die Klassenzimmer wieder. Nicht alles ist gleich wie davor. So erwartet rund 1100 Schülerinnen und Schüler im Schulhaus Burghalde in Baden AG eine neue Regel. In den Gebäuden sind Smartphones verboten. «Die Anforderung, dass Jugendliche ihren Handykonsum selbstständig regulieren können, war zu hoch», begründet die Schulleitung die Kehrtwende.

Die Schulleitung informiert die Eltern ungewöhnlich offen. Man diskutiere seit Jahren über eine sinnvolle Handyregelung: «Das führte zu zwei Abstimmungen im Team, die beide nahezu unentschieden ausgingen.» Jetzt aber ist die Stimmung gekippt, und eine restriktive Regelung – «unter Einbezug diverser Studien» – fand eine Mehrheit.

Nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch etwas Simpleres gab den Ausschlag: «Das Bild von Hunderten Schülerinnen und Schülern, die trotz alternativem Angebot während der grossen Pause in der Mensa oder im Aussenraum an ihren Handys waren, gab Anlass zur Besorgnis.»

Baden ist kein Einzelfall. Mehr und mehr Schulen führen Einschränkungen ein. Handyverbote waren bisher meist nur an Primarschulen üblich. Oberstufen wie die Sekundarschule Arbon TG, die ein Verbot seit vielen Jahren kennt, bildeten bislang die Ausnahme. Dort heisst es schon seit 2016 in der Schulordnung, die von Eltern und Schülern unterschrieben werden muss: «Ich verzichte auf das Benützen elektronischer Geräte aller Art (Handy etc.) auf allen Schulanlagen sowie im Schulbus.»



Neu sind die Regeln in Neuenhof AG. In der Schulordnung werden auch elektronische Uhren mit eingeschlossen: «Smartwatches müssen vor dem Betreten der Schulhäuser ausgeschaltet und nicht sichtbar verstaut werden.»

Letztes Aufbäumen der Eigenverantwortung

Radikale Verbote sind aber die Ausnahme. Oft wird ein Kompromiss gesucht. Einige Schulen, wie die Sekundarschule Muttenz BL, haben gute Erfahrungen damit gemacht, Geräte in der Mittagspause zuzulassen. Die Hausordnung sagt: «Ich darf elektronische Geräte zwischen 12.15 und 13.15 Uhr nutzen.»

Ähnliche Regelungen setzen sich jetzt breitflächig durch. In Frick AG gilt ab Montag «ein generelles Handynutzungsverbot von 7.20 bis 11.40 sowie von 13.20 bis 16.50 Uhr». Demnächst soll ein Merkblatt mit Details an die Eltern verteilt werden. Diese seien ausserhalb der definierten Zeiten für die Handynutzung ihres Kindes verantwortlich, heisst es.

Es ist ein letztes Aufbäumen der Eigenverantwortung – doch die scheint, wenn es ums Handy geht, nicht mehr zu funktionieren. Ein Umdenken hat eingesetzt. In Schulleitungen, in Elternräten und auch in der Politik. Verbote sind keine Frage mehr von links und rechts. In Solothurn ist es ein SVP-Kantonsrat, der es durchsetzen will, in Basel-Stadt eine grünliberale Politikerin, die ein Handyverbot auf Kantonsebene anregt: «Ist der Regierungsrat bereit, im Kanton Basel-Stadt eine smartphonefreie Volksschule einzuführen?», heisst es in einem Vorstoss von Grossrätin Sandra Bothe.

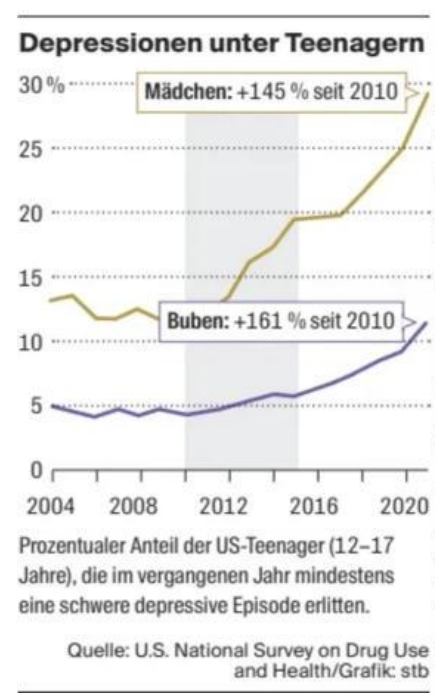
Die Kantonsparlamentarierin bezieht sich in ihren Ausführungen auf den amerikanischen Sozialpsychologen Jonathan Haidt. Sein Buch mit dem Titel «Generation Angst» ist ein weltweiter Bestseller. In pädagogischen Kreisen gilt es bereits als Pflichtlektüre – und Schulleitungen dient es als Grundlage dafür, Smartphones aus den Schulhäusern zu verbannen.

Haidt zeigt mit einer Vielzahl wissenschaftlicher Untersuchungen aus Amerika und Europa auf, wie schlimm es um die Gesundheit und Entwicklung der Teenager steht, und er hält das Konzept der Eigenverantwortung für gescheitert.

Teenager sind depressiv, einsam und haben zu wenig Schlaf

Haidt, selbst Vater, fordert: kein Smartphone bis zum 14. Geburtstag und keine sozialen Medien bis zum 16. Geburtstag. Das sind seine fünf wichtigsten Erkenntnisse:

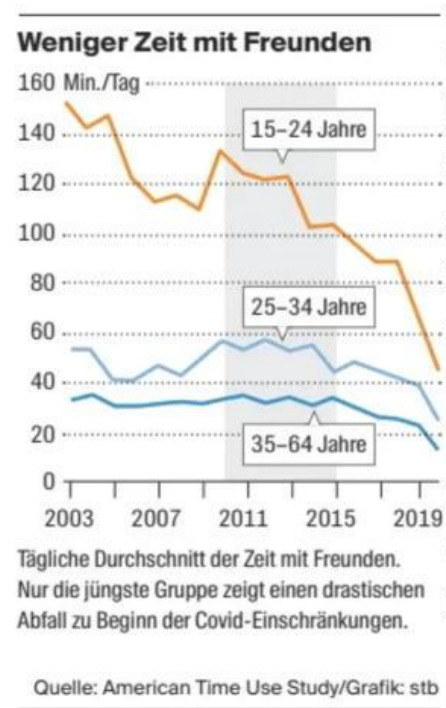
- Zunahme von Angst und Depression: Über viele Jahrzehnte war der Anteil Jugendlicher (12- bis 17-Jähriger), die von Angstzuständen berichten oder gar Depressionen haben, stabil. Das änderte sich ab 2010 (siehe Grafik links). Die Zunahme ist enorm, vor allem bei den Mädchen. Gaben 2010 noch 12 Prozent an, in den vergangenen zwölf Monaten eine Depression erlitten zu haben, waren es 2020 bereits horrende 30 Prozent. Haidt sieht als Hauptgrund das Aufkommen der Smartphones just in dieser Phase.
- Verlust an Schlaf: Die ständige Erreichbarkeit und Nutzung von Smartphones, insbesondere vor dem Schlafengehen, führt bei vielen Teenagern zu Schlafmangel. Dieser steigert das Risiko psychischer Erkrankungen.
- Einsamkeit: Studien sagen, dass sich Jugendliche seit 2010 zunehmend isoliert fühlen. Die Zahl der Freundschaften im realen Leben nimmt ab, und die gemeinsam verbrachte Zeit sinkt rapide. Das freie Spielen draussen, der Umgang





mit Gefahren in der realen Welt – für die Entwicklung des Gehirns enorm wichtig – kommen zu kurz.

- **Vergleichswahn:** Die erste Smartphone-Generation – das iPhone wurde 2007 erfunden – war laut Haidt relativ ungefährlich. Erst die Ausdehnung des App-Angebots und der sozialen Medien wie Tiktok, Snapchat oder Instagram führte zu gesundheitlichen Problemen. Etwas Entscheidendes geschah 2010: Mit dem iPhone 4 kam das erste Smartphone mit Frontkamera auf den Markt. Die Selfie-Kultur auf den sozialen Plattformen fördert ständige Vergleiche mit anderen, was oft zu einem verringerten Selbstwertgefühl führt.
- **Konzentrationsprobleme:** Die ständige Ablenkung durch Smartphones und die schnellen Belohnungen durch soziale Medien beeinträchtigen die Aufmerksamkeit und die Fähigkeit zur Konzentration. Oft können sich Teenager nur noch wenige Minuten auf einen Text konzentrieren, dann brauchen sie einen neuen Reiz. Dies hat Auswirkungen auf das Lernen und die schulischen Leistungen.



Wohl selten hatte ein Buch derart handfeste Folgen wie «Generation Angst» – in Schulbehörden und in der Politik. Logisch, dass das Kritiker auf den Plan ruft. Sie monieren, es sei wissenschaftlich nicht abschliessend erwiesen, dass die Zunahme psychisch kranker Jugendlicher auf den erhöhten Smartphone-Konsum zurückzuführen sei. Die NZZ zitierte jüngst den Psychologen Chris Ferguson, der sagte: «Haidt ist weniger von wissenschaftlichem Denken als von einer starken moralischen Intuition geleitet.»

Ist wirklich das Smartphone an allem schuld?

Haidt nimmt diesen Vorwurf in seinem Buch vorweg und fragt zurück: Was könnten denn, wenn nicht die neue Dominanz des Smartphones im Leben der Jugendlichen, andere Gründe dafür sein, dass just ab 2010 die bis dahin stabile Depressionsrate unter Teenagern explodieren konnte?

Den Plausibilitätstest besteht Haidts These jedenfalls. Beobachtungen von Schulen und Eltern decken sich mit dem von ihm beschriebenen Zusammenhang. Darum fallen seine Forderungen auf fruchtbaren Boden. Der Wissenschaftler plädiert ausdrücklich für «handyfreie Schulen». Kompromisslösungen wie in Muttentz BL oder Frick AG genügen für ihn nicht. Schüler sollten das Smartphone in eine Box einschliessen müssen, wenn sie an der Schule eintreffen, fordert Haidt. Das Suchtmittel immer in der Nähe zu wissen, wenn auch abgeschaltet, genüge nicht. Es müsse gelten: Aus den Augen, aus dem Sinn!

Oberstufen, die noch keine Restriktionen kennen, dürften unter Druck geraten. Und Schulen wie Würenlos AG, die frühe Verbots-Pioniere sind, erhalten Aufmerksamkeit. SRF war schon dort, und der «Tages-Anzeiger» titelte kürzlich: «Diese Schule ist handyfrei – und die Teenager sind begeistert.»



Veranstaltungshinweis

Lerncoach oder Bandenchef? Individualisierung versus Sozialität – ein Gegensatz?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, 25. September 2024

Referenten

Prof. Dr. Norbert Ricken
(Ruhr-Universität Bochum)

Christine Staehelin
(Lehrerin und Erziehungswissenschaftlerin, Basel)

Ort und Datum

Mittwoch, 25. September 2024, 18.30 – 20.30

OST – Ostschweizer Fachhochschule

Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

Grosser Plenarsaal, Parterre

